

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 14. August 1902.

(Nachdruck verboten.)

Idealisten.

Roman von H. C. Lange.

I.

Echtes, grünlisches Herbstwetter. Der Nebel, der den ganzen Tag über der Stadt gelagert hatte, senkte sich zum Abend noch tiefer und hüllte alle Dinge in seine feuchten, grauen Schleier ein. Die Gasflammen spendeten nur für ihre nächste Umgebung spärliche Helle, auf einige Entfernung wirkten sie wie große gelbe Flecke, die glanzlos aus weißlichem Dunstkreis hervortraten.

Die Burgstraße in nördlicher Richtung entlang bewegte sich trotz der unfreundlichen Witterung ziemlich gemächlichen Schrittes die schlankte Gestalt einer jungen Dame. Ihre lebhaften braunen Augen schauten sehr frisch und vergnügt in die Welt, und die rosigen Farben ihres Gesichtes kontrastierten reizvoll zu dem dunklen Haar, das sich unter dem Pelzmütchen kräuselte. Ihre Blicke hingen an dem altbekannten und doch immer gleich interessanten Bilde, dem düsteren Bau des alten Schlosses, das hier an der Wasserseite einen besonders verwitterten, burgartigen Charakter aufweist. In der ungewissen Beleuchtung wuchsen feine Formen ins Ungeheuerliche; beinahe gespensterhaft ragten die gewaltigen Mauern und Kuppeln in die nebelige Luft hinein.

Wie Marianne von Eichholz so ihres Weges ging mit hochgetragenen Kopfe, die Augen bald rechts, bald links gewandt, die zierlich gebaute Gestalt ein ganz klein wenig in den Hüften wiegend, da traf sie manch forschender Blick der Vorübergehenden, den sie aber, wenn er ihr einmal zum Bewußtsein kam, mit jenem stolzen Gleichmuth hinnahm, der selbständigen Naturen eigen ist. Sie zog unter dem nächsten Gasandelaber die Uhr. „Ein Viertel auf neun“, sagte sie sich, „die Kleine wird wohl schon schmerzlich auf mich warten.“ Nun schritt sie etwas lebhafter zu.

„Guten Abend, mein schönes Fräulein!“ tönte da plötzlich eine tiefe Stimme an ihr Ohr. Ein junger Mann war an ihre Seite getreten und blickte ihr, sich ein wenig niederbeugend, herausfordernd und übermüthig ins Gesicht.

Marianne schreckte trotz ihrer Seelenruhe doch heftig zusammen. Der Grüßende war ihr nicht fremd, sie wußte, es war ein gewisser Förster, der mit ihr in demselben Hause wohnte; aber sie erinnerte sich nicht, daß er je Gelegenheit gehabt hatte, sie auf der Treppe zu grüßen, und diese Anekdote auf abendlich dunkler Straße, und noch vielmehr die Art derselben, war eine offenbare Dreistigkeit. Sie zog die Stirn kraus, neigte fast un-

merklich dankend den Kopf und eilte beschleunigten Schrittes vorwärts. Einen Augenblick später hörte sie wieder die Stimme neben sich, die ihr das Blut ins Gesicht trieb.

„Lassen Sie mich ein Weilchen an Ihrer Seite gehen, mein Fräulein. Als frecher Gassenbube verdiene ich doch nicht behandelt zu werden. Ich habe so oft das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen, wenn auch nur aus der Ferne, daß Sie mir eine vollkommen bekannte Persönlichkeit geworden sind, und ich war so vermessend, anzunehmen, daß dem Fräulein von Eichholz meine eigene unbedeutende Persönlichkeit in ihrer unmittelbaren Nähe auch bereits zum Bewußtsein gekommen sei.“

Das Fräulein von Eichholz streifte mit einem Achtel-Seitenblick das Gesicht des Mannes; es schien vollkommen ernst, nur um die Mundwinkel zuckte es ein wenig, und sie hielt es daher für gerathen, zu schweigen und mit zusammengezogenen Brauen die Vertheidigungsrede anzuhören.

„Mein Blick also beleidigte Sie“, fuhr der Begleiter uneingeschüchtert fort. „Verzeihen Sie, Fräulein von Eichholz, ich war über die Masken vergnügt, und Sie schienen mir auch recht heiter, als ich Sie so vor mir herschweben sah.“

„Ich begreife gar nicht, wie Sie zu der Annahme kommen?“ ließ sich die junge Dame endlich vernehmen.

„Daß Sie vergnügt waren? Eine beleidigende Annahme, allerdings.“ — Förster war sehr befriedigt, daß seine hübsche Gefährtin endlich ihr Schweigen gebrochen hatte. „Sehr anmaßend, daß ich als beobachtender Philosoph aus Gang und Haltung Schlüsse auf die Stimmung meiner werthen Mitmenschen ziehe. Aber lassen Sie gütigst zu meiner Entschuldigung gelten, daß ich mich außergewöhnlich gehoben fühlte, — eine große Freude hat mich ein wenig aus dem Geleise gerissen; — ich befand mich ungefähr in der Laune, mit dem alten Schiller in die Welt zu jubeln: „Seid umschlungen, Millionen!“

Dem jungen Mädchen wurde ernstlich bange zu Muthe. Hatte sie es mit einem Trunkenen zu thun? Sie beschleunigte ihre Schritte und spähte dabei eifrig nach den bekannten blauen Sicherheitsmännern, die gewöhnlich an den Straßenecken wie ein rettender Fels in den Wogen des Großstadtlebens aufgepflanzt sind.

Aber der Mann an ihrer Seite machte ebenfalls schnellere Schritte.

„Mein Himmel, Fräulein von Eichholz, verkehren Sie doch mit mir wie Mensch mit Mensch und nicht wie eine Salonpuppe mit der andern. Mir fehlten nun eben in der Millionenstadt Schillers bewußte Millionen, und da sah ich Sie auf der fast leeren Straße, und Sie müssen sich schon die Versicherung gefallen

lassen, daß ich Sie ziemlich genau kenne — wie man nämlich einen Menschen, mit dem man noch kein Wort gewechselt hat, kennen lernen kann aus Gesicht und Blick, aus Gang und Haltung und all den tausend Kleinigkeiten, die zusammen eben die Besonderheit einer Persönlichkeit ausmachen. Fräulein von Eichholz, es würde mich sehr betrüben, wenn Sie mir einen Strich durch all meine freundlichen Vorstellungen zögen.“ Mit treuherzigem Ausdruck blickten die grauen Augen aus dem männlich hübschen Gesicht das Mädchen an, dem es warm unter diesen Blicken zu werden begann. „Sind Sie mir wirklich böse?“

„Da ich mir Ihre Begleitung weiter gefallen lasse,“ sagte sie und bemühte sich dabei, möglichst streng auszusehen, „so können Sie wohl daraus schließen, daß ich Ihnen nicht die Absicht zutraue, mich verlegen zu wollen.“

„Spitz wie eine Nähnadel,“ lachte Förster, als hätte er die liebenswürdigste Entgegnung bekommen. „Ganz wie ich mir Sie vorgestellt habe.“

„Sehr verbunden für das Kompliment.“

„O bitte, keine Ursache, ein Kompliment sollte es nicht sein. Auf diese Salonfertigkeit verstehe ich mich wenig.“

Sie sind unvermerkt an ihrem Ziele angelangt, einem der alten Häuser, die an dem Monbijouplatz noch an eine anspruchlosere Vergangenheit Berlins erinnern.

„Da sind wir, Fräulein von Eichholz. Sie sind so schnell gegangen, als sehnten Sie sich ungemein, zu Ihrer Schwester zu kommen.“

„Sie kennen meine Schwester?“

„Die kleine schmachtende Blondine? — Jawohl, aber nur ganz aus der Ferne, lange nicht so genau wie Sie.“

Marianne wollte sich mit kurzem Gruß entfernen.

„Aber wir haben doch denselben Weg, Fräulein von Eichholz, Sie drei Treppen, ich vier,“ lachte sie der unermüdete Begleiter harmlos und mit unerschütterlicher Fröhlichkeit an, so daß sie unwillkürlich ihren Gilschritt hemmte und an seiner Seite blieb. „Und wenn ich Sie wieder treffe, dann darf ich doch grüßen, vergnügt grüßen sogar, nicht wahr?“

Das junge Mädchen nickte zustimmend, und das übermüthige Lachen entlockte ihr ebenfalls ein Lächeln.

Dies Lächeln lag noch auf ihren Mienen, und der schnelle Mämerschritt, der noch eine Treppe höher hinaufstieg, tönte laut durch die Stille des Hauses, als die blonde Schwester öffnete und dem rothigen, angeregten Mädchen besremdet entgegen sah.

„Nun, Kleines, siehst so verträumt in die Welt,“ sagte die Eintretende und streifte dabei über das Haar der Schwester, wie man ein Kind liebkost. „Hast wohl schon ein Schläfchen gehalten? Ist's denn schon so spät?“

Die beiden Mädchen waren durch den schmalen, dunklen Korridor in das Wohnzimmer getreten, in dem eine mit einem rosa Schirm verhüllte Lampe brannte. Es sah hübsch und gemüthlich in dem Raum aus, sämtliche Möbel ein wenig altfränkisch, aber von einer gewissen schlichten Gediegenheit, Erbstücke aus der Häuslichkeit der verstorbenen Eltern; im Erker eine Staffelei mit einer kleinen, kaum begonnenen Malerei in Aquarellfarben. Auf dem ovalen Sofatische war ein bescheidenes Abendessen bereitgestellt. Beide Schwestern nahmen auf dem Sofa Platz.

„Du siehst mich ja so gespannt an, Lena; ist lieber!“

„Wie kamst Du mit diesem Förster zusammen?“ fragte diese, statt Messer und Gabel zur Hand zu nehmen.

„O, ganz zufällig.“ Marianne spürte zu ihrem Verdruß, daß sie roth wurde. „Er redete mich auf der Straße einfach als Hausgenossin an, und ich konnte nicht gut ausweichen.“

„Unglaubliche Dreistigkeit! Das kommt davon, daß Du

spät abends noch allein ausgehst. Wenn Dir nun etwas sehr Unangenehmes passierte?“

„Das wäre schlimm, Lena, aber ich muß eben meine Gefahr stehen. Zum bloßen Vergnügen gehe ich doch wahrhaftig nicht um diese Stunde aus.“

„Bewahre, Marianne; weil Du Deine Schwester durch Deine Arbeit miterhalten mußt, meinst Du.“ Lena strich mit der Hand über ihre Augen und lehnte sich seufzend zurück.

„Wie bitter Du sprichst; was ist Dir wieder?“

„O, nichts Besonderes. Aber wenn ich Dich so frisch und blühend sehe, dann wird mir ganz wunderbar zu Muthe; dann könnte ich wie ein dunnes Gär losheulen.“

Marianne legte ihren Arm zärtlich um den Hals der Schwester und zog sie dicht zu sich heran. „Was Du für ein thörichtes Schäfchen bist. Du bist am Ende wohl gar neidisch auf Deine robuste Schwester, die besser für Wind und Wetter paßt als Du. Aber nun weine doch bloß nicht so schrecklich! Dir ist wohl noch etwas anderes passiert?“ Sie nahm dem schluchzenden Mädchen das Taschentuch aus der Hand und trocknete ihr eifrig die Thränen mit solchem Aufwand von Kraft und Armbewegungen, daß Lena endlich lachen mußte und das Theeglas aus dem Bereich von Mariannens Thätigkeit brachte.

„Ach Du,“ sagte sie noch halb unter Thränen, „Du hast gut Unsin machen. Aber im Grunde denkst Du doch wie die andern alle und hältst mich für ein überflüssiges Geschöpf, das gut thäte, sich aus dem Staube zu machen.“

„Jawohl,“ nickte Marianne eifrig, „so ein überflüssiges Geschöpf bist Du, daß Deine alte Schwester garnicht wüßte, wofür sie in der Welt wäre, wenn sie nicht mehr für ihr kleines Leinichen zu sorgen hätte und sich dann auch nur gleich aus dem Staube machen könnte. Lena, wenn Du nicht gleich ganz freundlich dreinschaust, heule ich auch.“

Lena lächelte ein wenig, wenn auch stark wehmüthig.

„War jemand hier, der Dir die Stimmung verdorben hat?“

„Ja, Tante Gabriel. Sie kam im Auftrage der Frau Kommerzienrath Wolf, die mich fragen ließ, ob ich nicht Lust hätte, an Stelle ihres eben entlassenen Fräuleins bei ihr einzutreten. Tante Minna redete mir übrigens nicht zu — im Gegentheil.“

„Und was hast Du gesagt?“

„Daß ich mit meiner Schwester sprechen würde, und wenn diese meint, daß unsere Verhältnisse derart sind, daß ich das Anerbieten annehmen muß, würde ich mich fügen.“

„Aber wie kannst Du nur so bitter sprechen! Tante Minna hat es doch nur gut gemeint, als sie sich des Auftrages entledigte — der sich mit ihren Prinzipien ja kaum verträgt, — und auch bei Frau Wolf liegt gewiß nur wohlmeinende Absicht vor, als sie an Dich dachte, denn glaubst Du, daß sie sich sehr um eine geeignete Kraft bemühen braucht?“

„Um eine Kraft nicht, aber um ein Fräulein von Eichholz; ihren Geldsackdünkel würde es jedenfalls außerordentlich figeln, ihren Kindern eine adlige Bonne geben zu können.“

„Nun, daß Dir die etwas prozige Art dieser Leute nicht sympathisch ist, begreife ich; sonst aber glaube ich kaum, daß die Stellung an sich unangenehm wäre. Die Kinder sind gesittet, würden Dir nicht viel Mühe machen; Du bist nicht so allein, übst Deine Talente. — Ich müßte mich allerdings anders einrichten, wenn Du nicht mehr für uns beide den Haushalt führen kannst.“

„Also Du willst das wirklich?“ Lena fing von neuem heftig zu schluchzen an. „Willst mich zu diesen schrecklichen Menschen geben? Nun sehe ich auf einmal, wie sehr lieb Du mich hast!“

„Aber Lena, selbstverständlich kommt es doch zuerst auf Deine Ansicht bei der Sache an. Wenn Du nicht willst, ist diese Angele-

genheit ja schon entschieden. Nun werde nur wieder ruhig, kleine Seele."

Marianne hatte gut reden. Lena fühlte sich so tief gekränkt und so kreuzunglücklich, daß alle beschwichtigenden Worte wirkungslos abprallten.

„Daß mich!“ Sie machte sich endlich frei und ging in das nach hinten hinaus gelegene Schlafzimmer. Die Schwester versuchte nicht weiter, sie zurückzuhalten. Der Schlaf würde dem aufgeregten arbeitenden Herzen Ruhe geben, es war ja nicht der erste derartige Auftritt. Wie viele würden's ihrer noch werden? Wann würde das Kind verständlich werden?

Ein sorgenvoller Ausdruck legte sich auf Mariannens Gesicht. Sie räumte den Tisch ab und blieb ab und zu an der Schlafstubeuthür stehen, um festzustellen, ob es ganz still dahinter geworden sei. Sie hatte sich so auf einen gemüthlichen Abend gefreut und auf den freien Sonntag, und nun war die Stimmung gründlich verdorben. Mit lebhaftem Appetit hatte sie sich an den Tisch gesetzt, und die Speisen waren fast unberührt geblieben.

Als sie wieder über den Korridor nach der Küche ging, hörte sie einen kräftigen Mannerschritt die Treppe herunterkommen, vor ihrer Thür Halt machen und ein Blatt Papier vorsichtig hindurchschieben. Das war wieder Förster; was wollte er nur an ihrer Thür? Zwischen ihren Brauen bildete sich wieder eine Unmuthsfalte. Hier in ihrem Hause, neben den fast mütterlichen Sorgen, die sie wieder so drückend überkommen hatten, wollte ihr das kleine Abenteuer auf der Straße ganz unwahrscheinlich vorkommen; jedenfalls als etwas, das sich nie mehr wiederholen dürfte. Sie tastete aber doch nach der Thürleiste und zog ein unverschlossenes Kouverter hervor, aus dem sie ein Blatt herausnahm.

Im Lampenlicht des Wohnzimmers las sie dann die in augenscheinlicher Eile und zum Scherz hingeworfenen Verse:

Kleine Blume — duftig zart,
Wanderers Entzücken;
Sperr' Dich nicht und zier' Dich nicht,
Schau, er muß Dich pflücken. —
Kleines Mädchen lieb und schön,
Sieh, ich kann's nicht wenden,
Dir, wenn ich vorübergeh,
Frohen Gruß zu spenden. —
Alle Schönheit, aller Reiz,
Auf die Flur verstreuet, —
Eitel ist sie, leer und todt,
Wenn sie keinen freuet.

Marianne rollte das Blatt eng zusammen und steckte es in die Tasche. Das war die Quittung auf ihr Entgegenkommen. Dergleichen konnte ihr, der verständigen Marianne von Eichholz, passieren! Und dann wunderte sie sich groß, wenn Lena unter ihrer Leitung ein Kindskopf blieb, statt mit neunzehn Jahren doch wenigstens Ansätze zu einem Charakter zu zeigen. Ach, und die Eltern hatten so groß von ihr gedacht! Sie war kaum fünfzehn Jahre alt gewesen, als ihr Vater, der Major von Eichholz, starb. Der hatte die haltlose, schier gebrochene Mutter schon auf sie gewiesen als ihren Trost und ihre Stütze, und wie oft hatte sie die kleine schwache Mutter dankbar so genannt, als es galt, den großen Haushalt in einen ganz kleinen bescheidenen zu verwandeln entsprechend den geringeren Mitteln. Und trotz der beschränkten Verhältnisse hatte es einen förmlichen Kampf gekostet, daß sie Lehrerin wurde. Die Mutter stand noch starr auf dem Standpunkt, daß für die Dame eine Beruf, ein offenes Arbeiten für die Existenz sich nicht geziemt; sie befürchtete, daß Marianne aus ihrer eigentlichen Sphäre heraustrete und sich alle Gelegenheiten abschneide, durch eine glückliche Heirat in derselben

zu bleiben. Für Marianne ließ sie es endlich gelten, doch für sich und die zarte Magdalena nahm sie nach wie vor die Vorrechte ihres Standes in Anspruch. Ach, die kleine, vornehme Frau mit ihren verjährten Anschauungen, sie fühlte sich doch erheblich beruhigt und glücklich über die spießbürgerliche Ader ihrer Aeltesten, als sie vor einigen Jahren ebenfalls die Last dieser Welt von sich warf und Marianne ihr Sorgenkind, die Magdalena, ans Herz legte. Ja, ein Sorgenkind war Lena von Geburt an gewesen, zart, schwächlich, ein Lichtchen, das oftmals auszulöschen drohte. Auch als sie die vielen Klippen der Kinderkrankheiten glücklich umschiffte hatte, blieb ihre Konstitution eine schwächliche, und die ängstliche Mutter glaubte immer den Keim jener heimtückischen Krankheit, der Schwindsucht, in ihr vermuthen zu müssen, die das älteste Kind, eine Tochter im blühenden Alter von achtzehn Jahren, dahingerafft hatte. Wenn Marianne auch niemals ernstlich diese übergroße Sorge der Mutter theilte, im Innern sogar rebellirte gegen den verhängselnden Einfluß der mütterlichen Menaglichkeit, der Lenas Entwicklung zu einem selbständigen Menschenkinde so ungünstig als möglich war, so brachte sie es doch niemals übers Herz, offen Protest einzulegen; das zarte, so leicht zu Thränen geneigte Mädchen hatte etwas an sich, das man nicht anzufassen vermochte.

Drei Jahre waren sie nun schon allein. Sie hatten von vornherein einen selbständigen Haushalt geführt, und niemand von Mariannens Bekannten fand etwas darin trotz ihrer verhältnißmäßigen Jugend, weil man wußte, daß sie bereits zu Lebzeiten der Mutter die eigentliche Leiterin des Hauswesens gewesen war. Wie hätten sie es auch anders einrichten sollen? Der Vormund, der gern bereit gewesen wäre, ihnen sein Haus zu öffnen, war ein unverheirateter Mann, der mit einer älteren Schwester wirthschaftete, und sonst hatten sie niemand in ihrer Verwandtschaft oder Bekanntschaft, der ihnen diesen allerengsten Anschluß gewähren konnte. Marianne hatte sich in dieser Unabhängigkeit wohl gefühlt und nichts anderes begehrt. Wenn nur das Kind — wie sie Lena trotz ihres äußerlichen Erwachsenseins noch immer nannte — gesunder wäre und weniger sentimental und eine Spur von Willenskraft besäße! Wie sie den Vorschlag der Kommerzienrätin aufsaßte! Wollte sie denn dies München Rühmichnichtan bleiben? Sie glaubte schon wunder was geleistet zu haben, wenn sie mit Hilfe der alten Frau, die schon zu Lebzeiten der Majorin den Vormittag über im Hause gewesen war, die Wirthschaft in Ordnung hielt, während Marianne selbst außer ihrer Thätigkeit in der Schule auch noch den ganzen Nachmittag durch Privatthätigkeit beschäftigt war, um die verhältnißmäßig großen Kosten des Haushalts zu beschaffen. Oder wenn sie eine ihrer kleinen talentvollen Malereien, die sie für allerlei Gebrauchsgegenstände in Holz oder Porzellan zu verwerthen verstand, fertig gestellt hatte! Ihre Umfegung in Geld war natürlich Mariannens Aufgabe; aber sie unterzog sich derselben gern und war glücklich, wenn sie der Schwester ein kleines Sünmdchen in den Schoß werfen konnte, das sie aus dem Bazar, dem regelmäßigen Abnehmer der niedlichen Sachen, heimgebracht hatte. Marianne hätte gern gesehen, wenn Lena ihr hübsches Talent weiter ausgebildet hätte, um auf Grundlage desselben ebenfalls zu einer festen Lebensstellung als Zeichenlehrerin zu kommen; aber zu solchen Entschlüssen war sie nun einmal zu schlaff, zu energielos, sie fürchtete sich vor jeder Berührung mit der Außenwelt.

Mariannens im Grunde durchaus heitere Natur ließ sich nicht leicht von pessimistischen Stimmungen unterkriegen. Jetzt starrte sie aber doch mit tief sorgenvollem Blick zum Fenster hinaus, an das der Regen schlug. Was für Gedanken ihr nur heute kamen! Sie war ja gesund und kräftig. Mit sechsundzwanzig Jahren ist man zwar über Thorheiten hinaus, wie die von

heute Abend, oder man sollte es doch wenigstens sein. Sie suchte aus ihrer Tasche das Röllchen und zerriß es. Lena schließ bereits fest; aber um den kindlichen Mund zuckte es noch fast wie im Weinen, und die silberblonden leicht gewellten Haare lagen an den Schläfen feucht an. Marianne blieb vor dem Bett stehen, schlang die Hände ineinander und blickte zärtlich und angstvoll sorgend zugleich auf die liebliche Schläferin. „Du liebes, liebes Sorgenkind“, flüsterte sie und drückte leise eine Ruß auf die weiße Stirn.

II.

Als Lena am nächsten Morgen erwachte und sich langsam auf die Vorfälle des gestrigen Abends besann, zog eine tiefe Röthe über ihr Gesicht. Sie schämte sich recht herzlich wie so oft, wenn es zu spät war, und suchte mit einem vorsichtigen Seitenblick in Mariannens Mienen zu lesen. Das war ganz bequem, denn die beiden Betten standen des beschränkten Raumes wegen dicht neben einander. Marianne war ebenfalls wach und starrte mit großen Augen die Decke an, als hoffte sie, daß ihr von oben her die Lösung auf all die schweren Fragen ihres Lebens kommen würde.

„Marianne!“ schüchtern und bittend klang es neben ihr, und zwei magere Arme schlangen sich um ihren Hals. „Sei mir wieder gut! Ich weiß, ich war sehr thöricht. Ich will mich auch in alles fügen, nur ein so todternstes Gesicht darfst Du nicht mehr machen.“

Marianne lachte und erwiderte schnell und versöhnt die Umarmung.

„Also zu Kreuze kriechen willst Du, Ordre parieren und nicht mucken, mein kleines, dummes Venichen?“ rief Marianne fröhlich. „In alles Dich fügen, was Deine hartherzige Schwester über Dich verhängen wird? Na — das ist ja sehr lieb von Dir. Also erstens gebietet sie Dir, die Sache mit der Stellung Dir ganz aus dem Sinn zu schlagen; Deine aufrichtige Meinung über den Fall kenne ich ja. Zweitens, Dich Hals über Kopf aus den Federn zu packen, unter meiner kraftvollen Assistenz das Haus in Ordnung zu bringen, Dich selber schön zu machen und mit mir in die Nationalgalerie zu kommen. Ich lehne mich mal wieder nach meinem Liebling in dem kleinen Zimmerchen eine Treppe — Du weißt doch, Cornelius Christuskopf mit den abgrundtiefen Augen und dem unheimlichen Berführergeficht, das sich über seine Schulter neigt.“

Wenige Stunden später waren sie bereits in bester Stimmung unterwegs. Als sie über die Friedrichsbrücke gingen, schwenkte ein Herr seinen Hut in so lebhaft knabenhafter Weise, daß die formenliebende Lena mit spöttischem Mißfallen Marianne zuflüsterte: „So vertraut siehst Du mit dem Herrn Förster?“ Dieser ahnte nichts von dem unliebsamen Eindruck, den er gemacht hatte. Er trat ungeniert auf die Damen zu, und nachdem er Lena einen stummen Gruß gegönnt hatte, streckte er Marianne unzeremoniell genug die große unbehandschuhete Hand entgegen.

„Wie freue ich mich, daß ich Ihnen gleich heute „Guten Morgen“ wünschen kann. Wie kommt es nur, daß ich früher nie so glücklich war?“

„Nun“, erwiderte Marianne, die unter diesen lebhaften Augen ihre Sicherheit ein wenig verlor, „das ist doch wohl nicht so sehr erstaunlich; erstens sind wir erst seit Michaelis Hausgenossen, und dann ist's ja wohl nicht üblich, daß man daraufhin auch außerhalb seiner Hausnummer einen Gruß tauscht.“

„Ich weiß, ich weiß, es ist nicht Brauch in Europas über-tünchter Höflichkeit“. Hans Förster sah ein wenig zerstreut aus; Lenas Gegenwart und ihre forciert unbewegliche Miene verstimmt ihn sichtlich. „Auf Wiedersehen, Fräulein von Eich-

holz!“ Und wieder der voreilige, biedere Händedruck; für Lena aber nur eine stumme Verbeugung.

Seit Frau von Eichholz' Tode war es Sitte, daß die beiden Mädchen ihre Sonntage im Hause des Vormundes verlebten. Der Rechtsanwalt Gabriel hätte seine Vormundschaftspflichten, die sich jetzt allerdings nur noch auf Lena erstreckten, gern in noch viel ausgiebigerer Weise erfüllt, als es thatsächlich der Fall war, denn langjährige, mehr als freundschaftliche Beziehungen verknüpften ihn mit der Familie Eichholz, er war der Bräutigam der verstorbenen ältesten Tochter des Hauses gewesen. Gabriels wohnten einige Häuser weiter ebenfalls am Monbijou-Platz in der ersten Etage eines nicht sehr hohen Hauses. Die eine Hälfte derselben nahmen die Bureauräume des vielbeschäftigten Rechtsanwalts ein, die andere bewohnte er mit seiner Schwester. Auch am heutigen Sonntage war der Eßtisch für die Eichholz'schen Mädchen mit gedeckt. Er stand inmitten der großen Berliner Stube, die in ihrem Charakter als Eßzimmer stillvoll und anheimelnd zugleich eingerichtet war. Fräulein Gabriel war gerade dabei, die letzte Hand anzulegen. Die Zierlichkeit und Anmuth, welche ein Ausfluß ihrer schwächtigen, etwas jugendlich gekleideten Person zu sein schien, verrieth sich in dem Arrangement der kleinen Tafel. Porzellan und Gläser von apart hübschen Formen und Farben, frische Blumen und geschmackvoll zusammengestellte Früchte in dem originellen Tafelaufsatz.

Seit zwanzig Jahren leitete Fräulein Minna Gabriel den Haushalt des Bruders in jener anspruchslosen, schlichten Weise, die dem Hausherrn wohl das Wohlthuende des weiblichen Waltens spüren ließ, ohne irgend welche Ansprüche für die eigene Person zu erheben. „Ein junges Mädchen muß bescheiden sein“, pflegte sie allen weiblichen Wesen, mit welchen sie in Berührung kam, ans Herz zu legen: „nichts ist unweiblicher als Arroganz!“ Und Fräulein Minna, das fünfzigjährige Mädchen, war selbst das Muster von Bescheidenheit. Ihr ganzes Leben war ein beständiges Dienen und Sorgen und Händeunterbreiten für den vergötterten Bruder, und wenn es dem ernstesten, vielbeschäftigten Manne einmal einfiel, das blasse, spitz gewordene Gesichtchen zu streicheln, dann erröthete sie wie ein Wadfish und zehrte wochenlang an der schönen Erinnerung. Die Ereignisse ihres äußeren und inneren Lebens waren immer kleiner Natur gewesen; keine großen Erschütterungen hatten sie durchwühlt. Die Liebe kannte sie nur aus Chamisso und Heine. So war sie, ihr selbst fast unbemerkt, alt geworden, aber die rührende Jungfräulichkeit von vor dreißig Jahren hatte sie voll und ganz konserviert.

Sie rückte eben noch einmal an den zierlich gefalteten Damastservietten, als ihre beiden Gäste über die Schwelle traten.

Mit einem Ausdruck von Spannung sah sie ihnen entgegen, und ihr erstes Wort nach der Begrüßung war: „Nun, Kinder, zu welchem Entschluß seid Ihr gekommen?“

„Es widerstrebt Lena, in das Wolf'sche Haus zu gehen,“ übernahm Marianne an der verlegenen Schwester Stelle die Antwort, „und somit ist natürlich auch für mich die Sache erledigt.“

Das Fräulein strich dem jungen Mädchen mitleidig zärtlich über die Wange.

„Laß nur, Lena, mein Herzchen, brauchst Dich nicht zu schämen, daß Du nicht magst; kann's Dir ungefähr nachfühlen. Gott, es ist immer eine eigene Sache für das Weib, das echte Weib, aus der engen Umfriedung des Hauses herauszutreten in die Welt; und wenn es sich schließlich, wie in diesem Falle, ja auch nur darum handelt, die eigene Häuslichkeit mit einer fremden zu vertauschen, so ist es doch immerhin ein Kämpfen um die Existenz, was sich im Grunde nur für das starke Geschlecht schickt.“

Es zuckte spottlustig um Mariannens Mund, aber mit Rücksicht auf die Schwester unterdrückte sie die ironische Erwiderung, die ihr schon auf der Zunge schwebte. Das Eintreten des Haus-

Herrn schnitt übrigens das Gespräch ab, und man kam wie auf stillschweigende Uebereinkunft nicht auf dasselbe Thema zurück.

Der Rechtsanwalt war ein Mann von etwa fünfundvierzig Jahren; bei flüchtigem Hinsehen hätte man ihn vielleicht für älter gehalten. Das dunkelblonde Haar war über der hohen Stirn schon etwas gelichtet, und der englisch geschnittene Backenbart zeigte an den Spitzen bereits eine leichte graue Färbung.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Berühmte Pantoffelhelden.

Es ist eine charakteristische Eigenthümlichkeit unserer Welt, daß die geistvollsten Männer, die größten Dichter, welche die Schönheit und Tugend des Weibes besangen, Meister der Palette, in deren Phantasie nur die vollkommenste Schöpfung Gottes lebt, — unter der Herrschaft des Pantoffels ihr eheliches Dasein vollbrachten, und ganz durch Frauen beeinflusst waren. Bekannt ist, daß Richard Wagner zur Gilde der Pantoffelhelden gehörte, seitdem er so glücklich war, Frau Cosima Wagner sein eigen zu nennen. Frau Cosima war stets eine geistvolle Frau, die es immer verstand, ihren zähen Willen mit unermüdlicher Geduld in Wort und That umzusetzen. Frauen kann Frau Cosima als Muster dienen, wie man die stärksten Geister regiert, ohne daß sie die zarte Hand besonders fühlen. Es kommt beim Pantoffelschwingen nämlich immer auf die Zeit des Schwunges an, ihn darf der Mann niemals fühlen, und Frau Cosima hat die Zeit immer glücklich gefunden. In der ersten Epoche der Ehe lachte Wagner, sobald Frau Cosima ihm mit einem großen Aufwand ihrer keineswegs stockenden, im wärmsten Mollton gehaltenen Beredsamkeit kleine und große Lehren gab, er hörte ihr sogar mit Spannung zu, denn Frau Cosima hatte Geist und Wiß, später lächelte er, fuhr in seiner jeweiligen Beschäftigung fort, wenn Wagner nicht vorzog, notabene bei schönem Wetter, den Hut zu nehmen, um seinen Spaziergang zu machen. — War das Wetter schlecht, so zog sich der Meister in sein Zimmer zurück, folgte ihm seine Gattin auch dahin, dann begann er regelmäßig das Motiv des Liebesliedes aus „Tristan“ auf dem Klavier zu vertonen, frug Frau Cosima Wagner die Pauke unterbrechend ihn etwas, so spielte der Meister das Motiv aus Lohengrin „nie sollst Du mich befragen“, um sodann, wenn Frau Cosima es für angezeigt hielt, in ihrer Rede fortzufahren, ein Quodlibet aus seinem gesammelten Tonwerke zu phantasierem, aber derartig schnell, und die Rede übertönend, daß wirklich die Ausdauer einer Frau dazu gehörte, es anzuhören. Der Lärm war einfach ohrentäubend. — Das half, Frau Cosima verließ geräuschvoll das Zimmer, und Wagner schloß sich ein. — Wer jedoch glaubte, daß der Meister seiner Gattin darob zürnte, irrt, und die bösen Zungen, die nach dem Tode Richard Wagners von Eheszenen erzählten, haben das Familienleben des Meisters sicherlich nie gekannt. Wagner verehrte seine Frau, schätzte ihre Klugheit, ihren feinen Sinn, und überließ sich willig und vollkommen der Leitung seiner Gattin. Richard Wagner war die Regierung seiner Frau im Hause einfach — Bedürfniß. Der große Meister wäre ohne die Erfahrung seiner Cosima ein Kind an Willen gewesen. Ebenso der Dichter Björnstjerne Björnson. Der alte knorrige Björnson ist ohne seine Frau einfach nicht zu denken. Björnson dichtet, seine Frau denkt, und läßt, wohin auch Björnsons Wege führten, ihren Gatten nicht aus den Augen. Sitzt Björnson in seinem Schreibzimmer vertieft in Arbeit, und schlägt vom Papier die Augen in die Höhe, wer sitzt vor ihm — seine Frau. Macht der Dichter einen Spazier-

gang, wer begleitet ihn, — seine Frau; besucht Björnson die Probe eines seiner Stücke, wer ist an seiner Seite, — seine Frau. Will der Dichter einem Darsteller den Charakter einer Rolle in seinem Drama auseinandersetzen und beginnt den ersten Satz, dann nimmt seine Frau ihm das Wort aus dem Mund und vollendet ihn. — Galant und liebenswürdig wie Björnson ist, nicht er zustimmend, sobald seine Frau fertig ist, und meint lachend: „dasselbe habe ich auch sagen wollen.“ Der Dichter ist nicht verletzt, denn Frau Björnson bemuttert ihren Alten mit einer Zartheit und Rücksicht, daß selbst der Fremde daran nur die abgöttische Liebe zu dem Mann ihres Herzens, und keineswegs eine Bevormundung sieht. Im übrigen muß zugestanden werden, daß sich der alte Björnson ganz wohl unter dem zarten Pantoffelchen seiner Ehehälfte fühlt, und wenn seine Frau ihn nicht bemuttern würde, er hätte wirklich Sehnsucht danach.

Aus der Ehe Henrik Ibsens erzählt man sich eine amüsante Pantoffelgeschichte. — Ibsen ist, nebenbei bemerkt, durchaus nicht der große Schweiger, den man aus ihm in Deutschland macht, auch keineswegs ein Feind der Frauen — ganz im Gegenteil. Der Dichter ist sehr eitel, heute noch ein Freund der Damen, läßt er sich von diesen am liebsten — bewundern. Bei allen erreichte er dieses Ziel, er beherrschte durch seinen Geist die Frauen, nur in seinem eigenen Hause, so wird erzählt, gehörte der Dichter zu den größten Pantoffelritten. Ibsens Erwählte des Herzens hat Launen. Viele behaupten, daß es früher ganz unausstehliche Launen waren, die den Dichter sogar veranlaßten, öfter auf Reisen zu gehen. Weilte aber Ibsen zu Hause, so bezwang er, der — gegenüber seiner besseren Hälfte nicht zu Wort kommen konnte, durch eine eigenartige von ihm erfundene Methode seine Frau mit absoluter Gwißheit, ja er machte sie mundtot, was bei Frau Ibsen viel heißen wollte. Der Dichter hatte einen Hund, Bill genannt, ein unausstehlicher Rötter, den Ibsen selbst verabscheute, aber er brauchte ihn als Waffe — gegen seine Frau. — Eines Tages ging Ibsen von Hause fort, denn seine Gattin war wieder von einer jener unausstehlichen Launen befallen, die er haßte. Am Markte in Christiania produzierte sich eine herumreisende Seiltänzergesellschaft. Mechanisch blieb der Dichter stehen und vergnügte sich an dem Publikum, das mit Spannung die Produktion verfolgte. Der Prinzipal der Truppe ließ eben einen Hund auf dem Seil spazieren, und als das Thier inmitten des Seiles war, blickte ihn der Dresseur scharf an, worauf der Hund jämmerlich zu heulen begann. Lachend wandte sich der Prinzipal zum Publikum und bemerkte erklärend: „Bill heult immer, wenn man ihn scharf ansieht, Bill ist treu und anhänglich gegen Jedermann; — nur den Weiberroß haßt er. Der gute Bill ist eben ein Weiberfeind, und sobald er fühlt, daß ein Weib in seine Nähe kommt, heult und bellt der vortreffliche Bill, bis zur Unausstehlichkeit. Bill ist eben ein Weiberfeind. Ibsen lächelte bei dieser Erklärung und frug nach der Vorstellung den Besitzer, ob er ihm den guten Bill ablassen wolle. Er brauchte nicht lange zu feilschen. Er erstand den Hund, brachte das Thier nach Hause, und schloß es in sein Arbeitszimmer. — Bill wurde der treueste Genosse seines Herrn, der Gefährte des Dichters. Sobald nun Frau Ibsen ihre Laune bekam und zu zanken begann, stellte sich Ibsen vor den Hund und schaute ihn scharf an, und Bill stieß sofort ein jämmerliches Geheul aus. Frau Ibsen schrie empört, der Dichter sah den Hund noch schärfer an, Bill begann zu bellen, zu heulen, daß die ganze Nachbarschaft zusammen und seine Frau aus dem Zimmer lief. Der gute Bill befreite so den Dichter vor den Launen seiner Gattin.

Der große englische Staatsmann Gladstone stand ganz und völlig unter dem Pantoffel seiner Frau. Dieser Pantoffel war jedoch so weich und anschniegender, daß Gladstone selbst sagte:

„Mir fehlt etwas, wenn meine Frau mich nicht überwacht, und ich glaube, daß ich auch im Jenseits nicht werde ihrer steten Aufsicht entbehren können.“ Gladstone war übrigens nicht der einzige berühmte Mann, der mit Bonne sich allen — sagen wir — Wünschen der Frau unterordnet, und der auch in Staatsangelegenheiten absolut nichts unternahm, ohne erst den Rath und die Ansicht seiner Frau einzuholen, ja als Gladstone eines Tages eine wichtige Unterredung mit einem Ministerkollegen hatte, bat er diesen mit der Antwort auf seine Anfrage sich so lange zu gedulden, bis er seine Frau um ihre Ansicht befragt. „Ja hat denn die Königin Ihre Frau zum Staatsminister gemacht?“, entgegnete der Ministerkollege. Gladstone erwiderte sofort faustisch: „Nein, aber ich hoffe, es geschieht, wenn Eure Lordschaft zurücktritt!“ Ein anderer großer Staatsmann, Abraham Lincoln, der einstige Präsident der amerikanischen Republik war einer der größten Pantoffelhelden Amerikas. Lincoln gehorchte seiner Frau mit fast sklavischer Unterwürfigkeit, denn er fürchtete ihre böse Zunge, und wollte Ruhe im Hause haben. Eines Tages kam ein Mann zu Mrs. Lincoln, um sie wegen ihrer Unhöflichkeit gegen seine Nichte zu stellen. Sie überschüttete ihn mit einer Fluth von Schimpfworten und wilden Reden, so daß der Mann sich erschrocken zurückzog, und den unglücklichen Ehemann sofort aufsuchte, um ihm die Geschichte zu erzählen. „Ich bedauere lebhaft, dies hören zu müssen,“ antwortete Lincoln, „aber ich muß in aller Offenheit eine Frage an Sie richten: Konnten Sie nicht einige Minuten aushalten, was das Schicksal mir bestimmt hat, seit fünfzehn Jahren zu ertragen?“ Als man einen Mann zum Tode verurtheilte, weil er seine Frau, welche ein weiblicher Satan war, und den Mann tyrannisierte, tödtete, sagte Lincoln zu seinem Sekretär, als er ihm das Begnadigungs-gesuch vorlegte: „Der Mann hat zwar einen gemeinen brutalen Mord begangen — aber die Getödtete hat ihn durch ihren satanischen Charakter dazu verleitet. Uebrigens war der Mann durch diese Frau gestraft genug. Die Todesstrafe sei ihm deßhalb erlassen.“ Auch der berühmte englische Feldmarschall Herzog von Marlborough, der Held vieler englischer Schlachten, ließ sich wie bekannt von seiner Frau in ungeheurer Weise tyrannisiren. Er war das Muster eines Pantoffelhelden. Während einer seiner Feldzüge schrieb er ihr: „Augenblicklich habe ich es mit 60000 der besten Soldaten unter der Sonne zu thun, die von den ersten Feldherrn Europas kommandirt werden, aber ich fürchte sie nicht halb so sehr wie Dich mein Lieb, wenn Du böse bist.“ Die Herzogin schrieb ihm einst: „Ich wünsche, daß Du siegst“, und der Marschall leitete den Befehl zur Schlacht bei Walcourt mit den Worten ein: „Wir müssen siegen und Ludwig XIV. schlagen, meine Frau, meine süße Sarah wünscht es — also sei es!“ — James Watt, der Entdecker der Dampfkraft, mußte vor der Sauberkeitsmanie seiner zweiten Frau, mit seinen Werkzeugen in die Dachstube flüchten, wo er vor ihrer Reinigungswuth sicher war. Sogar ihre Schoßhündchen durften nie die Schwelle übertreten, ehe sie ihnen die Pfoten abgewischt hatte. Tagelang kam oft Watt aus seinem Dachstübchen nicht herunter. Er bereitete sich seine bescheidenen Mahlzeiten selbst, und vergaß hier, über seinen Studien und Versuchen, das häusliche Glend. Vielleicht wurde die Entdeckung der Dampfkraft dadurch nur beschleunigt, daß Mrs. Watt durch ihr unleidliches Benehmen ihren Gatten zu dieser unfreiwilligen Verbannung in sein Arbeitszimmer getrieben hat. — Der Walzerkönig Johann Strauß war bekanntlich dreimal verheirathet, eine der drei Gattinnen, und zwar die zweite Gattin hatte ihre Launen, und der gute Strauß stand, indem er anfangs denselben nachgab, mit der Zeit ganz unter dem Pantoffel. In den letzten Jahren der Ehe nahm die Nervosität seiner Frau derartig zu, daß er sich, um die Geduld nicht zu verlieren, ein Rezept zurechtlegte, um ihre Gardinenpredigt auszuhalten, er begann

seine Frau, während sie sprach, scharf anzusehen, und zwar so stark, als ob er sie suggestiren wollte. Die Wirkung war kolossal. — Inmitten der Rede hielt sie still, sank erschöpft in den Stuhl und Johann Strauß dampfte aus seiner Meerchaumpitze die größten Wollen von sich.

Der Operettenkomponist Franz von Suppé war der Pantoffelheld wie er im Buch steht. Der kräftige starke Mann ging für seine Ehehälfte einkaufen, kochte für seine Frau, schrieb alle Kochrezepte für seine von ihm vergötterte Gattin, und war glücklich unter der Herrschaft des Pantoffels. — Ein großer Pantoffelheld war auch Tizian. Seine Frau Cäcilie soll eine herrschsüchtige, diktatorische Dame gewesen sein, die sich von ihrem Gatten täglich eine genaue Abrechnung seiner Ausgaben vorlegen ließ. Der Künstler mußte allerlei Schliche und Kniffe anwenden, wenn er einmal in Gesellschaft guter Freunde ein Glaschen Wein trinken wollte. Aber Tizian scheint doch diese Strenge seiner Frau nicht schwer empfunden zu haben, denn als sie starb, war er untröstlich und betrauerte sie aufrichtig. Auch Andrea del Sarto war ein ähnliches Schicksal zu Theil geworden. Seine Frau verbitterte ihm das Leben durch die unvernünftige Eifersucht und vertrieb alle Freunde aus seinem Haus. Von den berühmten Malern war der schweigsame Hans Makart ein Pantoffelheld. Der raube Franz von Lenbach ist im Hause — hoffentlich nimmt der große Meister der Palette es nicht krumm, wenn ich es ausplaudere, — ein Sklave des Pantoffels, den er wie die Schwingerin einfach bezaubernd findet; der Meister kann herzlich lachen, wenn seine lebenswürdige Gattin das Pantöffelchen sehen läßt, und ihrem Mann eine kleine Panke hält, die er übrigens unbeschadet seiner Gesundheit ausgezeichnet verträgt. — Franz von Defregger, Franz Stuck, namentlich ersterer sind Pantoffelhelden in der vollsten Bedeutung des Wortes. Defregger würde sich in seinem prächtigen Atelier in der Königinstraße in München vereinsamt fühlen, würde nicht seine praktische, kluge, resolute Hausfrau für ihn empfangen, sprechen, die Geschäfte abwickeln, und ihn mit zarter Hand regieren. Die meisten Helden und Tyrannen der Bühne sind in ihrem Heim Anbeter des Pantoffels. „Ach was Pantoffel!“ sagte mir einst der bekannte Münchener Komiker Konrad Dreher. „Wenn man sich nur wohl dabei befinde! Schaun's mi an, i werd imbrufen — dick und fett dabei — wenn man den Pantoffel erst gewohnt is, die Frau a lieber Kerl is, paßt der Pantoffel für den Mann besser als Apotheken und Medizin. Schließlich trägt jeder von zarter Hand geschwungene Pantoffel ein Kapital — Liebe in sich. Rechnet man dazu den ganzen Grundriß der weiblichen Struktur — Nerven von Spinnweb, Herzen von Wachs, Köpferlu von Eisen, daß die Ehen im Himmel g'schlossen werden, und deshalb eine überirdische Geduld erfordern — dann begreift man, daß die, die unter dem Pantoffel liegen, — wanns g'scheid sein und den Himmel im Haus haben wollen, mit ihrem Geist über die Liebespeitsche überschaun.“ Diese Entschuldigung für geistvolle Männer, deren Leben durch Frauen stark beeinflusst wurde, hat einer der größten Pantoffelhelden Johann Nestroy, der berühmte Wiener Schriftsteller und Komiker — der Aristophanes von Wien, geschrieben, der, nebenbei bemerkt, gar nicht verheiratet, aber über dessen Haupt seine langjährige treue Gefährtin, Fräulein Weiler, mit Energie den Hauspantoffel schwang. Demnach giebt es große Geister, welche sich unter der absoluten Herrschaft der Frau ganz wohl fühlen, aber wie sagt Konrad Dreher: „sie muß dabei a lieber Kerl sein“.

(Nachdruck verboten.)

Nur ein einziges Mal.

Skizze aus der Meraner Saison von S n a v. B e r g.

(Fortsetzung.)

Sie sieht hilflos zu ihm auf und er nickt stumm — denn er weiß schon, was sie will. Nach einem Spielwaren-laden, eine Puppe kaufen, eigenhändig heute.

Und sie fahren weiter, ein paar Schritte nur bis zu dem Laden und dann muß er hineingehen, indes ihre Augen ihm unverwandt folgen, und muß ein Püppchen herausholen, nein — mehrere ruft sie ihm nach, und sie suchen das hübscheste aus, ein niedliches, kleines Bauernmädchen, welches die Augen auf- und zumachen und die Arme bewegen kann, im rothen Köckchen mit blonden Flachsbaaren.

Gräfin Sascha strahlt; sie ist überglücklich wie ein Kind, sie drückt das Püppchen wie ein Heiligthum an sich, fest, ganz fest, als sei es ihr Kind selbst — aber Ruhe hat sie noch nicht. Sie sucht und sucht, bis ihre Augen plötzlich ganz groß werden und unverwandt auf einem Punkt haften bleiben.

„Erika“, ruft sie mit einem male, beinahe jauchzend, daß sich alles umsieht, und dann noch einmal, mit halb ersticker Stimme: „Erika — — —“

„Wo“, fragt er, selber so erschrocken wie sie.

„Da — dort“, ruft sie aufgereggt. „Das Kind mit den Locken. — — Doktor — Doktor — holen Sie mir das Kind!“

Und er holt es ihr, während sie Zwanowitsch, hoch auf im Wagen sitzend, die Stelle zeigt, wo das Kind noch eben gestanden.

Ja, er thut es; er drängt sich rücksichtslos durch die Menge, alles bei Seite schiebend, damit er es nicht aus den Augen verliere; was hätte er nicht für sie!

„Aber nicht aufregen — nicht weinen!“ fordert er dann, nicht bittend, wie sonst, sondern zum ersten male fast befehlend, in einem Tone, wie sie ihn noch nie gehört von ihm, „sonst müssen wir nach Haus.“

„Nein, nein,“ bethuert sie, „ich bin verständig, ich schwöre es Ihnen. Nur in der Nähe möchte ich es haben, ihm Blumen schenken, mit ihm sprechen —“

Die Kleine, ein auffallend hübsches, blondes Kind, das mit seiner Bonne langsam näher kommt, giebt artig Antwort und nimmt zutraulich die Weilschen aus ihrer Hand; die Verkäuferin muß herauskommen und noch eine ebensolche — ganz die gleiche Gliederpuppe bringen und Sascha beobachtet mit stiller Wonne, wie das Kind die Puppe besieht, befühlt und wie seine Augen zu strahlen beginnen.

„Du süßes Kind“, sagt sie ganz überwältigt, als sie sich satt gesehen, „gieb mir doch einmal Dein Händchen. Ich komme morgen wieder, wirst Du auf mich warten?“

„Ja?“

„Wirst Du?“

Die Bonne lächelt geschmeichelt und nickt Gewährung, das Kind verspricht es.

„Wann kommst Du?“ fragt es wißbegierig.

„Morgen; zur selben Zeit wie heute.“

„Ist das auch wahr?“ fragt das Kind.

Die schöne Frau nickt. „Frag' den Onkel Doktor hier, der wird es Dir sagen. Der weiß es.“

Er schweigt. Er bleibt stummer Zeuge dieser Szene; sein Gesicht ist wie in Marmor gemeißelt.

Kann er das noch lange anhören, ertragen?

„Du kommst also ganz sicher?“ erkundigt sich das Kind noch einmal, die holde Frau, die ihm wie eine Fee aus dem Märchenbuche erscheint, in unverbohlener Bewunderung anschauend.

„Ganz sicher! Du kannst Dich darauf verlassen — hier hast Du meine Hand.“

Dies süße, kleine, rosige Patschhändchen! Sie möchte es am liebsten küssen — — —

„Wird das nicht zu viel?“ fragt er leise mahnend dazwischen.

Sie sieht bittend zu ihm auf, mit Augen, denen man nichts abschlagen kann. „Gleich — gleich. Nur noch ein paar Worte — ich gehorche sofort. Sag, Baby, Du liebes — hast Du denn eine Mutter?“

Das Kind nickt, aber nur flüchtig, und wirft die Lippen auf.

„Ja. Aber sie ist nie bei mir.“

„Warum denn nicht? Da ist sie wohl krank?“

„Nein. Sie ist nie krank.“

„Warum ist sie denn aber nie bei Dir?“ forscht sie, zärtlich das Händchen streichelnd.

„Weil sie immer „Tennis“ spielen muß mit Onkel Hans.“

Gräfin Sascha muß unwillkürlich lächeln, weil der, der neben ihr steht, auch gerade Hans heißt.

Ob sie mit ihm wohl auch einmal Tennis spielen wird? So ein weißer Flanellanzug müßte ihm gut stehen — — —

Auch der Alte hinter ihr, der keinen Blick von dem Kinde verwendet, lächelt ab und zu und wischt sich trotzdem verstohlen mit dem Nermel über die Augen, schon zum wer weiß wie vielen male — immerzu. Ihm ist sein altes, treues Herz heut trotz aller Freude so schwer, er weiß es selber nicht warum.

So schwer —

„Wer ist denn Onkel Hans?“ fragt eben die Saschinka wieder, so recht neugierig, um das Kind noch mehr an sich zu fesseln.

„Nun — eben — — Onkel Hans“, lacht der kleine Strick und will fortkutschen.

„Es ist genug.“

Sie hört die ernste Stimme wohl.

„Ja, ja. Noch eins“, ruft sie hastig und hält das Kind am Nermelchen fest. „halt, ehe Du wegläufst, Du goldiger, süßer Lockenkopf, nur noch ein Wort. Ich muß doch wissen, wer Du bist! Wie heißt Du denn?“

Das kleine Ding ist schon halb davongesprungen, kommt aber gehorjam noch einmal zurückgerannt, schüttelt lachend die Locken und ruft dann, im Wiederfortlaufen schon, über die Schulter zurück, um die das blonde Haar fliegt, laut, neckisch, so recht nach Kinderart:

„E—ri—ka!“

Schlägt ein Blitz vor den beiden ein?

Er fährt zusammen, als habe er einen Keulenschlag vor die Stirne erhalten und neigt sich bestürzt zu ihr herab, die mit großen, wehen Augen dem Kinde nachblickt.

„O Gott“, murmelt sie nur leise und fährt sich jäh mit den Händen nach dem Herzen, während sie weiß wird wie Schnee und sich zwei große, schwere Tropfen aus ihren Wimpern lösen. „Erika!“

Dann schließt sie die Augen. Das Heimweh nach ihrem eigenen, einzigen Kinde krampft ihr das Herz zusammen, daß sie aufschreien möchte vor Schmerz und Glend, aber die Sehnsucht, die sie fast ungebracht — die ist jetzt endlich gestillt und sie vermag es trotz ihres Schmerzes — die tapfere Frau — ihm zu Liebe, der sie so todterschrocken ansieht und dem um nichts in der Welt sie Kummer und Angst bereiten will — zu lächeln, dankbar glücklich durch ihre Thränen hindurch.

Dem Arzt hat das einen Schlag gegeben durch und durch — hatte er doch über dem herzigen Geplauder fast das drohende Gespenst vergessen. Nun drängt er nach Hause in fieberhafter

Gast, aber auch sie will fort, gleich, so schnell als es geht. Es ist nur eine kurze Strecke bis dahin, ihm aber — sie wird mit einem male so seltsam blaß — ihm dünkt es eine Ewigkeit, bis sie vor der Villa angelangt sind. Seine Phantasie malt ihm Bilder vor — entsetzliche; eins vor allem, ein schreckliches, den Expresszug, der heute Abend 8 Uhr ankommt. „Herr Gott, betet er, sei gnädig, — erspare ihr das!“

Nun sind sie am Haus, endlich! In der einen Hand die Puppe, in der anderen das kleine Erikasträußchen, das er ihr in der Allee geschenkt, die beiden Arme fest um seinen Hals geschlungen, so trägt er sie hinauf, die süße Last, wohl zum letzten mal. Er bricht fast zusammen darunter — ihm steht der Schweiß auf der Stirn, und doch ist sie so leicht, so federleicht.

„Du — übrigens — sie kommt morgen wieder; hast Du's gehört?“ sagt währenddem unten auf der Veranda Baron Andraffy zu seinem Freunde dem Kammerherrn von Reuter, der sich bedächtig eine Zigarette anzündet und zusieht, wie der alte Kuffe den Rollstuhl seiner Herrin wieder an seinen Platz in der Vorhalle schiebt, „wäre es nicht besser, wir ließen die Tour morgen nach Bozen? Was meinst Du?“

Der andere pfeift leise durch die Zähne wie einer, dem plötzlich eine große, interessante Entdeckung wird.

„Sm. Was ich meine? Ja, ich meine — —“

„Nun, ich fahre auf keinen Fall,“ unterbricht ihn der Oesterreicher ungeduldig.

„Und die Walter? Was wird die sagen? Netze Sache das! Du hast es fest versprochen.“

„Ist mir egal. Ich will nicht. Ich mag nicht.“

„Gut, mon cher,“ lagt der andere gleichmüthig, „fahren wir nicht.“

„Sm. Fahren wir also nicht.“

„Und was machen wir jetzt? Tennis?“

„Um Gottes willen — nein, bitte nicht,“ bekreuzigt sich der Oesterreicher, „wenn Du mir einen Gefallen thun willst, Reuter. Nein, alles andere, nur das nicht — bitte, ich bin nicht in der Stimmung. Diese Frau mit ihrer Tennishuth ist mir mit einem male zuwider — bis — bis — hierher. Sie ist langweilig, sie ist gewöhnlich, sie ist — — —“

„Seit heute Morgen?“ fragt der andere trocken und zwinkert den Freund nur sehr vielsagend unter dem Monocle hervor an, ohne eine Miene zu verziehen.

Der klopft sich nervös ein kleines Blättchen von dem weißen Tennisanzuge, nimmt seinen buntumranderten Strohhut vom Kopfe, als würde es ihm zu warm, und wirft gedankenlos die eben erst angezündete Savanna zur Erde. „Mag sein,“ sagt er, „aber — bei Gott, Du — seit ich dieses Weib von da oben heut gesehen habe, diesen Engel, da bin ich — lache mich nicht aus, Reuter — aber ich weiß es selbst nicht, wie mir ist — rein aus den Angeln gehoben. Sie wird doch wieder gesund werden?“

„Aber natürlich, — sonst hätte sie der vorsichtige Ernst doch nicht heruntergelassen.“

Sie wollen gehen, da fällt dem Baron ein, daß er sein Zigarettenetui vergessen. Er zieht an der großen Hausglocke, die sehr geschmackvoll unter einem Cuivrepoli-Dach gleich vorn im Vestibül des Hauses angebracht ist und welche stets zum Essen geläutet wird, aber die Glocke versagt den Ton.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Räthsel.

Bilderräthsel.



Logogriph.

Was von dem Räthsel wird genannt,
Ist, lieber Leser, Dir verwandt.
Doch giebst Du dieser holden Maid
Noch, was Du siehst in Luft und Leid,
So mahnt es Dich aus Schweizerland,
Dort ist's als schöne Stadt bekannt.

Schieberäthsel.

Nachstehende Wörter sind ohne Aenderung der Reihenfolge, also nur durch seitliche Verschiebung derart unter einander zu setzen, daß zwei senkrechte Buchstabenreihen die Namen zweier großer deutscher Männer und zwar eines Gelehrten und eines Staatsmannes ergeben.

Schubert
Turin
Maskerade
Bummler
Morast
Klara
Verdeck
Akustik

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Ak; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

V, der Spieler in Vorhand, spielt auf folgende Karten a-Handspiel:
b, c, dB, a10, K, D, 9; bA, 9; cD.



Das Spiel wird verloren. Im Skat lagen b10 und c10. M hatte drei Asses und überhaupt nur 6 Augen weniger in der Karte, wie V und H zusammengenommen. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Auflösung des Anagramms.

Welle, Oleander, Nadel, Neid, Ehering, Mast, Ostern, Norden, Abart, Traum. — Bonnemont.

Auflösung des Bilderräthfels.

Reisefektüre.

Auflösung des Arithmogriphs.

Brachmonat.

(Bach, Roman, Acht, Marmor, Hamm, Baron, Ornat, Brot.)

Auflösung der Schachaufgabe.

(Dreizüger von B. Cisar. B. Ka5, Da7, Tc1, Ba2, b6, e2, g4, h2. — Schw. Ke4, Tg3, Sh8, Bb4, d6, e3, e5, g5.)

- 1. Da7 — d7, Th3; 2. Dd6: —
- 1., Tg4:; 2. Dg4: + —
- 1., T beliebig; 2. Dc6 + —
- 1., b3; 2. Da4 + —
- 1., S beliebig; 2. Tc4 + —

Richtige Lösungen gingen ein von: Elise Klett, Teschner, Lenzsch, Adow, Minna Friedländer, Willi u. Ernst Becker, Max Kurnik, Helene Abraham, Bruno Mallou, Cohn, Arthur Goussierowicki, Stanislaus Musielewicz, Rosenthal, Max Alexander, Margot Friedländer, Paul Hoffmann, August Schwantes Bromberg, Waldemar Hermes Bleichfelde, Carl Müller Nadel, Elise Preiß, Elisabeth Stieff, Nabolski, Franz Mahu Bromberg.